

Hari Kunzru

WHITE TEARS

Roman

Aus dem Englischen
von Nicolai von Schweder-Schreiner

liebeskind

IN JENEM SOMMER FUHR ICH HÄUFIG mit dem Fahrrad über die Brücke, schloss es vor einer der Bars in der Orchard Street an und lief quer durch die Stadt, um alles Mögliche aufzunehmen. Menschen und Orte. Wartende Raucher, streitende Paare, Drogendeals. Ich wollte die Welt festhalten und dann so abspielen, wie ich sie vorgefunden hatte, ohne etwas zu verändern oder zu ergänzen. Ich sammelte Aufnahmen von Gewittern, Musik aus Autos, das Rumpeln der U-Bahn unter meinen Füßen; das alles machte für mich die Wirklichkeit aus, und genau danach verspürte ich in letzter Zeit ein großes Verlangen, als hätte ich einen Vitamin- oder Eisenmangel. Ich trug zwei kleine Mikros in den Ohren, die wie Kopfhörer aussahen, das Aufnahmegerät steckte am Gürtel unter dem Hemd, ganz unauffällig. Niemand bekam etwas mit. Ich konnte mich überall frei bewegen und dann nach Hause fahren und mir das Ganze im Studio auf Carters Tausend-Dollar-Kopfhörern anhören. Ich entdeckte immer wieder Dinge, die ich nicht wahrgenommen hatte, einzelne Geräuschfelder, die ich unbewusst durchquert hatte.

Jede Schallwelle, jede Schwingung hat eine physiologische Wirkung. Ich habe mal eine Aufnahme von einer Frau gehört, die auf der Veranda saß und sang. Man konnte ihre Füße im Takt klopfen hören. Man konnte das Knarren ihres Schaukelstuhls und die Grillen in den Bäumen hören. Wegen der Grillen wusste man, dass es Abend war. Ich hatte das Gefühl, wenn ich nicht vorsichtig wäre, würde ich den Bezug

zur Gegenwart verlieren und siebzig, achtzig Jahre zurück in die Vergangenheit reisen. Der grobe Dielenboden, das überhängende Dach, wie ihre Stimme durch die feuchte schwere Luft in die Membran des Mikrofons wanderte, wie sich der Klang in elektrische Energie verwandelte und dort festgehalten wurde, und wie sich der ganze Vorgang dann umkehrte und der Strom die Membran im Lautsprecher zum Schwingen brachte, der Klang in meine Ohren drang und mich mit jener Zeit und jenem Ort verband. Ich spürte, wie die Stimme mich durchströmte, alle Hohlräume meines Körpers erfüllte und die Gegenwart verdrängte wie Wasser, das eine Zisterne füllt.

Bei einem meiner Streifzüge hörte ich Charlie Shaw. Es war Abend. Ich weiß nicht mehr, warum ich aus dem Haus gegangen war. Vielleicht konnte ich nicht schlafen. Vielleicht wollte ich einfach raus oder ein bisschen allein sein. Nach einer langen Session hatte ich oft das Gefühl, an die Luft zu müssen. Manchmal waren wir zwölf Stunden am Stück im Studio, ohne vor die Tür zu kommen. Es war heiß, die typische drückende Hitze, die die Leute im Juli und August an den Wochenenden aus der Stadt treibt. Das Hemd klebte mir am Rücken. Die Menschen glänzten vor Schweiß, alle sehnten sich nach einem Wetterumschwung. Ich stand mit meinem Aufnahmegerät an den Schachtischen im Washington Square Park. Ein Typ namens PJ, offensichtlich der Lokalfavorit, spielte gegen jemanden, dessen Namen ich nicht mitbekam. Um die beiden hatte sich eine kleine Menschenmenge versammelt. Es lag Geld auf dem Tisch. Eine Flasche ging rum.

PJ war einer der Zocker, die tagaus, tagein an diesen Tischen saßen und mit jedem um zehn Dollar spielten. Schwabbelig, weiß, um die sechzig, dicke Brille, mit mehreren Plas-

tiktüten voll mit irgendwelchem Zeug unter der Bank. Sein Gegenspieler war dünn und schwarz, sein Alter war schwer zu erraten, da er das Gesicht unter einer Baseballkappe verbarg. Er trug ein sauberes weißes Unterhemd und weite Jeans. Seine nackten Arme waren erschreckend dürr und sehnig wie verdrehte Kabel. Der Mann ließ sich Zeit mit seinen Zügen, so lange, dass die Zuschauer murrten, er solle sich endlich entscheiden. Er ignorierte sie. Im Gegensatz zu PJ, der die ganze Zeit mit seinen Kumpeln quatschte, hielt er den Kopf gesenkt und schien in das Spiel vertieft. Er spielte gut und nahm PJ erst ein Pferd und dann die Dame ab. Das war meine Miete, sagte PJ. Den Spruch brachte er dauernd, bis es eine Art Tick wurde. Bei jedem schlechten Zug rief er: Das war's dann mit meiner Miete. Irgendetwas an dem Fremden machte auch die Zuschauer nervös. Er griff mit seinen langen Fingern über den Tisch nach einer Figur, bewegte sie, und schlug danach schnell mit der flachen Hand auf die Uhr. Jedes Mal zuckte die Menge hörbar zusammen. Gehuste, Schlüsselgeklapper in den Hosentaschen. Der Typ machte PJ gnadenlos fertig, und das gefiel ihnen nicht.

Matt in zwei Zügen, sagte der Dünne fast flüsternd. Um den Tisch herum wurde es still. PJ nickte mürrisch und stieß seinen König mit dem Zeigefinger um. Mist!, sagte er, was mach ich jetzt? Während sich seine Freunde voller Mitgefühl um ihn scharten, zählte der andere seinen Gewinn, ein Bündel kleiner Scheine. Ich wollte schon gehen, da hörte ich ihn plötzlich singen. Ein Blues, nur eine einzige Zeile. *Believe I buy a graveyard of my own*, sang er. Und dann noch mal.

Believe I buy me a graveyard of my own.

Bei der Aufnahme kann ich hören, wie mein Kopf die Position verändert, wie das Links-rechts-Verhältnis der Mikros in den Ohren sich verschiebt, während ich mich nach dem Sänger umsehe. Was dann passiert, kann ich mir nicht erklären. Ich sehe die Szene noch deutlich vor mir. Eine Skaterin taucht auf. Man hört ihr Skateboard rattern, allerdings nur im Hintergrund. Ich weiß noch, dass ich mich nach ihr umgedreht habe. Lange schwarze Haare, tätowierte Arme, hübscher Arsch in Hotpants, so schlängelte sie sich zwischen den Hundesittern durch. Woher sollte ich das wissen, wenn ich mich nicht umgedreht hätte? Aber die Aufnahme sagt das Gegenteil. Der Sänger bleibt an derselben Stelle. Ich erinnere mich, dass ich mich wieder umgedreht habe und das Spiel vorbei war. Irgendwie kam mir das komisch vor. Es hatte nur ein paar Sekunden gedauert, bis das Mädchen vorbeigefahren war, aber danach waren Spieler und Zuschauer verschwunden und die Tische komplett leer. In dem Moment machte ich mir keine großen Gedanken. Ich hatte Hunger, also ging ich in die Sixth Avenue und holte mir ein Stück Pizza.

WIR STANDEN KURZ VOR DEM DURCHBRUCH. Viele Bands wollten den Sound, den wir machten. Wir waren Monate im Voraus ausgebucht, und zumindest ich konnte es kaum fassen. Eines Tages wachte ich auf und dachte: Hey, ich bin fünfundzwanzig, wohne in New York City und ich bin *cool*. Ich war nie cool, weder in der Highschool noch auf dem Liberal Arts College, wo ich Carter kennengelernt hatte. *Er* war cool. Blonde Dreadlocks, aufwendige Tattoos und ein Treuhandvermögen, auf das er ohne Zögern zurückgriff, um sich das Leben möglichst angenehm zu gestalten. Er hatte die beste Plattensammlung und die besten Drogen. Er war viel gereist, und nicht nur an irgendwelche exklusiven Orte mit seinen Eltern. Er war in Nepal wandern gewesen und hatte mit seinem Bus die Skelettküste Namibias nach den besten Surfspots abgesucht. Ich war ein Vorstadtkind und schon von unserem kleinen College am Arsch der Welt überfordert, mit seiner Puppenstuben-Hauptstraße, wo man sich vorkam, als würde man für das echte Leben üben.

Meine Familie hatte keinen medizinischen Ausdruck dafür, aber als Teenager fand bei mir so eine Art Bruch oder Einschnitt statt. Nachdem meine Mutter gestorben war, stellten mein Vater und ich fest, dass wir uns nichts zu sagen hatten. Er unterrichtete Physik an der Highschool und war ansonsten mit den Problemen meines jüngeren Bruders beschäftigt, der auf die typische Hilfeschrei-Art rebellierte, indem er Gras rauchte und klauen ging. Für ihn war es einfacher, gar nicht

erst mitzubekommen, dass auch ich abrutschte. Ich hatte keine Lust, mit ihm zu reden? Na gut, einer weniger, der ihm die Zeit stahl. Ich konnte tun und lassen, was ich wollte. Zum Beispiel den Verstand verlieren. Sechs Monate lang ging ich nicht zur Schule, verließ nicht mal das Haus. Erst spätabends kam ich aus dem Zimmer, um wie eine Kakerlake in Küche und Bad zu huschen.

Damals kam mir das ganz gelegen. Allein in meinen vier Wänden. Ich lag auf dem Teppich, mit Laptop, Keyboard und einem ramponierten Mikro, und nahm Loops von meinem Atem auf und vom Knarren der Dielen, wenn mein Vater und mein Bruder vor der Tür vorbeiliefen. Mit diesen kleinen Geräuschen bastelte ich dann herum, schnitt sie und pitchte sie hoch und runter. Ich suchte nach einem bestimmten akustischen Phänomen, von dem ich überzeugt war, dass es existierte: einem besonderen Klang, der sich unter den Alltagsgeräuschen versteckte. Nach monatelangem obsessivem Hören wurde ich dann tatsächlich fündig, aber es war nicht das, wonach ich gesucht hatte. Kein reiner hoher Buddha-Ton, kein hörbares weißes Licht. Stattdessen hörte ich die Vergangenheit, die Atmosphäre des Raums vor zehn Jahren, dann vor zwanzig und vor fünfzig Jahren. Die Schritte auf dem Flur waren nicht von meinem Vater und meinem Bruder. Es war jemand anderes.

Es dauerte eine Weile, bis ich wieder runterkam.

Als ich dann aufs College ging, war ich wahrscheinlich nicht übermäßig introvertiert, aber auf jeden Fall doch ein bisschen schräg. Erst Carter Wallace schaffte es, mich aus meinem Kakerlakenloch zu holen. Jeder wollte mit ihm befreundet sein, mit mir dagegen niemand, weswegen ich eines Tages allein auf dem Rasen vor der Konzertmuschel saß, in der Hand

ein Richtmikro mit selbst gebautem Parabol-Reflektor, eine Kombination, die es mir erlaubte, mit erstaunlicher Deutlichkeit Gesprächen vor der Bibliothek am anderen Ende der Wiese zu lauschen. Ein paar Schauspielschüler tauschten sich bei einem Picknick über den neuesten Tratsch aus und kreischten dabei alle halbe Minute aufmerksamkeitsheischend auf, so dass die Aufnahme übersteuerte. Objektiv gesehen war das, was ich da tat, natürlich ein bisschen gruselig. Aber das war mir egal. Scheiß auf die Leute, war damals meine Einstellung. Es ging um die üblichen banalen Themen: meine Arbeit, deine Ex, unglaublich bewegend, rumgemacht, soll mal nicht so arrogant sein, bla bla bla. Der Inhalt war für meine Zwecke irrelevant. Für mich war es eine Geräuschquelle, ich wollte nur das Equipment testen. Vogelgezwitscher hätte es auch getan. Der Reflektor, den ich aus einer alten Satellitenschüssel gebaut hatte, funktionierte erstaunlich gut. Ich drehte das Eingangssignal runter, damit der Pegel nicht mehr so hoch aus schlug, wenn die Leute lachten. Im selben Moment merkte ich, dass mich jemand an der Schulter berührte. Hinter mir stand Carter und lächelte mich bekifft an.

Ich wusste natürlich, wer er war. Blonder Bart zu einer Art Seil geflochten, nackter Oberkörper und ein Tattoo mit mexikanischen Skeletten und Totenköpfen auf der Brust. Ich befürchtete schon, dieser Hipster-Jesus gehörte zu den Picknickern und würde mir gleich eine Tracht Prügel verpassen, weil ich seiner Freundin hinterherspionierte oder so. Stattdessen erkundigte er sich nach meinem Reflektor und schien zumindest ein paar der technischen Begriffe zu verstehen, die ich in meiner Erklärung benutzte. Also reichte ich ihm den Kopfhörer. Er fand das Gerät »genial«, und obwohl das keine allzu präzise Aussage war, hatte ich das Gefühl, einen Preis gewon-

nen zu haben. Zu meinem Erstaunen schlug er vor, auf sein Zimmer zu gehen und Musik zu hören.

Zu der Zeit hatte ich strikte Regeln, was meinen Musikgeschmack betraf. Ich wollte auf der Höhe der Zeit sein. Alles, was alt war, machte mich nervös. Ich wollte nach vorn schauen, zukunftsorientiert, und zwar zu hundert Prozent, mich mit Höchstgeschwindigkeit auf das Morgen zubewegen. Als Teenager hatte ich viel Progressive-Rock aus den Siebzigern gehört, Songs über Zeitreisen und Rittertum, mit ständigen Taktwechseln und bombastischem Sound. Damals empfand ich das als Zeichen von Intelligenz und kam mir überlegen vor. Dann ging ich noch ein Stück weiter zurück in Richtung Sixties Psychedelic und Garage Rock, aber irgendwann hatte ich das Gefühl, dass mir das nicht guttat, also ließ ich die dunklen Seiten der Menschheitsgeschichte hinter mir und wandte mich Techno zu, der *Aural City* oben auf dem Berg. Eine funkelnde Soundwelt aus rein elektronischen Klängen, in der ich mich ohne jeden Kontext treiben lassen konnte, in der sicheren Gewissheit, dass das Gestern lange vorbei war, vielleicht sogar nie existiert hatte.

Als ich an jenem Nachmittag mit auf Carters Zimmer ging, hatte ich drei Jahre lang keine Gitarren mehr gehört, jedenfalls nicht freiwillig, aber ich war so beeindruckt von ihm, dass ich meine Regeln brach. Wir setzten uns aufs Bett, und er spielte mir Platten vor. Schallplatten, aus Vinyl, alt und teuer, die er liebevoll mit einem antistatischen Tuch abwischte. Der Plattenspieler stand auf einer Bodenplatte, um ihn vor Vibrationen zu schützen. Das ganze Equipment war einzigartig und technisch optimal. Den Plattenspieler hatte er an einen Röhrenverstärker angeschlossen, der mindestens fünfzig Jahre alt war und auf eine Weise hochgerüstet, die man heutzutage für

übertrieben halten würde. Die britischen Monitor-Boxen wiederum hatten, wie er stolz erklärte, mal in den Abbey Road Studios gehangen. Bis dahin fand ich diesen Hi-Fi-Kult mit analogem Equipment immer albern. Ich hielt das für sentimental Quatsch. Carter belehrte mich eines Besseren.

Anfangs interessierte mich ausschließlich die Klangqualität, ich bewunderte den Frequenzbereich und die Dynamik, Carters Musikgeschmack war mir erst mal egal. Irgendwann stellte ich fest, dass er mir nur Platten von schwarzen Musikern vorspielte. Diverse Stilrichtungen, aber alles schwarze Musik, das meiste mir vollkommen unbekannt. Es gefiel mir immer besser. Carter spielte mir seine Plattensammlung nicht einfach vor, er erzählte sie mir. Mit jamaikanischem Dub fing er an, dann ging es weiter mit Ska und Soca, Soul, R'n'B, Afrobeat aus den Siebzigern und Electro aus den Achtzigern. Schließlich früher Hip-Hop und Free Jazz und unzählige Varianten von Dance und House Music. Chicago, London, Lagos, Miami. Solche Musik hatte ich noch nie gehört.

Während der nächsten Monate brachte Carter mir bei, seine Verehrung – was durchaus kein zu starkes Wort ist – für diese Musik zu teilen. Er hörte ausschließlich schwarze Musik, weil sie, wie er sagte, intensiver und authentischer sei als alles, »was weiße Leute machen«. »Weiße Leute« klang bei ihm wie der Name einer Gruppe oder Gang, irgendeiner Organisation, zu der er nicht gehörte. Seine wirre Erklärung, woher diese Intensität stamme, interessierte mich nicht. Mir gefiel der Sound, außerdem war mir etwas Merkwürdiges aufgefallen, und das beschäftigte mich. Diese Aufnahmen waren teilweise zwanzig Jahre älter als ich, hatten aber keine negativen Auswirkungen auf mich. Diesmal bekam ich nicht das Gefühl, in die Vergangenheit gezogen zu werden, mir wurde auch nicht

schwindlig, so wie früher. Ich wusste nicht mal mehr, wovor ich Angst gehabt hatte. Es war vorbei. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich mich das letzte Mal so unbeschwert und glücklich gefühlt hatte.

Zwischen unseren Marathon-Musik-Sessions führte Carter mich in die Partyszene auf dem Campus ein, die mir vorher undurchsichtig und bedrohlich erschienen war. Als DJ war er quasi ein kleiner Star, und wenn er einen Raum betrat, wurde er von allen Seiten umarmt und abgeklatscht. Bald half ich ihm, baute die Anlage auf und kümmerte mich um technische Probleme. Während er auflegte, stand ich ein Stück hinter den Turntables und beobachtete, wie die Mädchen ihm eindeutige Blicke zuwarfen und ihre eifersüchtigen Freunde so taten, als wäre es ihnen egal. Alle lechzten sie nach seiner Aufmerksamkeit. Keins dieser coolen Kids konnte sich vorstellen, warum ausgerechnet ich die Platten ihres Helden tragen durfte. Ich war ein Loser, der rumlief wie ein (das hatte mal jemand zu mir gesagt) »obdachloser Informatiker«. Diese Leute verstanden Carters Leidenschaft für Musik nicht. Alles andere interessierte ihn nicht. Ich verstand es, und sie nicht. Deswegen stand ich hier und nicht sie.

Carter sprach so gut wie nie über seine Familie. Was ich wusste, musste ich mir aus Uni-Tratsch und dem Internet zusammenbasteln. Er hatte einen Bruder und eine Schwester, beide älter als er, und sein Vater entpuppte sich als großzügiger Sponsor der Republikaner, der häufig auf Fotos mit Senatoren und Angehörigen des Bush-Clans zu sehen war. Vielleicht war es kein Zufall, dass der Wallace-Konzern, ein Ungeheuer, dessen Tentakel sich bis in Bauwesen, Logistik und Energie ausbreiteten, seit Nine-Eleven expandiert hatte, indem er Amerika im Krieg gegen den Terror unterstützte.

Toilettenanlagen in Afghanistan. Landepisten und Shops für Soldaten. Das Familienunternehmen hieß inzwischen Wallace Magnolia Group und lieferte Erdbewegungsmaschinen, baute Autobahnen und verlegte Pipelines. Ein neuer Hörsaal war nach Carters verstorbener Tante benannt, was angesichts seines so gut wie nicht vorhandenen Interesses am Studium wahrscheinlich der Preis für die Aufnahme an unserer nur beinahe exklusiven Uni war. Carter wusste, was die Occupy-Leute und die Kein-Blut-für-Öl-Gemeinde über ihn sagten. Er erzählte immer, er sei enterbt worden, aber das stimmte nicht ganz.

Zusammen fuhren wir zum Plattenkaufen nach Cleveland und Detroit. Er hatte einen Ford Galaxie in Kirschrot metallic von 1967, der sich wie ein Boot fuhr und ihn regelmäßig in Unterhaltungen mit begeisterten Tankwarten und Diner-Kunden verwickelte. Mit diesem albernen Gefährt hielten wir vor Thrift Stores und Souterrain-Plattenläden und suchten nach Sechzigerjahre-Soul auf Detroit Labels wie Fortune und Hot Wax, 12-inch-Techno-Scheiben von Metroplex und Transmat und allem, was es sonst noch so gab. Wir kauften blind schräge Eigenpressungen, auf denen meist irgendwelche Entertainer Sinatra coverten oder Schulbands schwache Versionen von Siebzigerjahre-Teeniepop spielten. Wir fanden echte Juwelen (eine versteckte Kiste mit absolut coolen noch eingeschweißten BYG Actuel Free Jazz Alben, UR's »Z Record« in blauem Vinyl) und fielen auf Flops rein, schlechte Platten mit nur einem guten Stück oder auch seltene ohne ein einziges.

ES VERGING MEHR ALS EIN MONAT, bis ich mir endlich die Aufnahme von den Schachspielern im Washington Square Park anhörte. Wir hatten ein altes Roland Space Echo, das zwar toll klang, aber immer wieder aussetzte. Das Problem war ganz einfach ein Wackelkontakt, aber ich wollte es auf keinen Fall den Deppen in der Reparaturwerkstatt anvertrauen. Wir (ich hatte mir angewöhnt, »wir« zu sagen) hatten ein Loft in Greenpoint gemietet, in einem Gebäude, das früher eine katholische Kirche war. In dem Raum, in dem der Fernseher stand, warf das Licht sämtliche Regenbogenfarben durch die bunten Glasfenster auf den Boden. Ich saß mit meinem Lötkolben auf dem Dach, hatte Kopfhörer und Sonnenbrille auf, die Hitze wurde von der Fassadenverkleidung reflektiert und verbrannte mir den nackten Rücken. In Gedanken lief ich den Weg an jenem Abend nach, von der Orchard Street hoch in Richtung Chinatown. Cantopop und Elektro-Jingles blendeten sich ein und aus, während ich von der Canal Street abbog und durch den kleinen Park hinter den Gerichtsgebäuden ging, wo die alten Chinesen sich zum Zocken trafen. Dominosteine knallten auf Tische, Straßenmusiker bearbeiteten ihre klagenden Saiteninstrumente. Zurück über die Canal Street. Verkehrslärm und ein Polizist, der jemanden anbrüllte. An der Mott Street war ich an zwei streitenden Frauen vorbeigegangen. Damals verstand ich nicht, worum es ging. Jetzt schon. Die eine beschuldigte die andere, etwas aus ihrer Handtasche genommen zu haben; Lebensmittelcoupons,

wenn ich mich nicht irrte. Eins fünfzig auf Windeln, rief die Bestohlene. Und einen verdammt Dollar Rabatt auf Cheerios. Sie wurden von einem Feuerwehrgewagen übertönt, zehn Sekunden übersteuertes Jaulen, die mich vor eine hallende Ladebühne führten, jemand redete Spanisch in sein Handy, dann Stille, wieder Verkehrslärm, als ich den Broadway überquerte, ein lustiger Klingelton und dann das einseitige Telefonat. Sie hat's gesagt, Mann, also muss sie's auch machen. Erzähl ihr das. Im Washington Square Park war wegen des guten Wetters viel los. Am Brunnen hatten die Leute sich um ein paar Breakdancer versammelt, die sich gegenseitig anfeuerten und applaudierten und Backflips zu *Billie Jean* machten. Unter dem Torbogen sang ein junger Straßenmusiker stümperhaft Dylan-Lieder. Dann das Schachspiel, die murrende Menge, als PJ gegen den Fremden verlor. Plötzlich bekam ich ein mulmiges Gefühl und hörte auf zu lachen. Ich konnte es kaum glauben. Wie war es möglich, dass ich das beim ersten Mal nicht gehört hatte, wo der Sänger doch direkt vor mir saß?

Believe I buy a graveyard of my own.

Die Stimme klang klar, relativ hoch, mit einem leichten Kratzen, wenn er Gas gab, wie bei »buy«, das er in drei Töne zerteilte, von denen der mittlere sich zu einem spitzen Falsett erhob.

*Believe I bu – u – uy me a graveyard of my own
Put my enemies all down in the ground*

Bei einer solchen Stimme hätte ich mit Sicherheit zugehört. Alles andere war undenkbar. Trotzdem erinnerte ich mich

deutlich an eine Skaterin. Und tatsächlich kam auch gleich das Rattern der Skateboardrollen, aber meine Position veränderte sich nicht. Offenbar hatte ich mich nicht nach ihr umgedreht. Woher wusste ich, wie sie aussah, wenn ich mich nicht nach ihr umgedreht hatte? Der Sänger saß noch vor mir. Nach den ersten beiden Zeilen klangen die Worte etwas gedämpft, als hätte sich etwas zwischen uns geschoben und den Rest verschluckt. Was, konnte ich nicht sagen. Er sang aber immer noch. Wie war das möglich? Ich erinnerte mich deutlich. Nur zwei Zeilen. Vielleicht nur eine. Ein paar Sekunden hatte ich in die andere Richtung geguckt. Und als ich wieder hinsah, waren die Tische leer und die Spieler weg. Aber auf der Aufnahme war ein ganzes Lied zu hören, mehrere Minuten lang. Einzelne Textfetzen traten hervor, waren weniger verschwommen als andere. *Put me under a man called Captain Jack. Bla bla down my back.* Dann eine dritte Strophe, *went to the captain, bla bla bla have mercy on bla.* Und so weiter. Über mehrere Strophen.

An jenem Abend spielte ich die Aufnahme Carter vor. Erst hörte er nur mit halbem Ohr zu, aber schon kurz darauf saß er andächtig nach vorn gebeugt, die Hände am Kopfhörer, als versuchte er, die Stimme tiefer in seinen Kopf hineinzu-drücken.

»Hast du ...«, fing er an, als es zu Ende war. »Hast du das live gehört?«

»Das war ein Typ, der im Washington Square Park beim Schach gewonnen hat. Ich könnte schwören, dass er nur ein paar Worte gesungen hat.«

»Jesus, Mann.«

Wir hörten es uns noch mal an. Und dann ein drittes und ein viertes Mal. Die Stimme zog uns in ihren Bann. Wir blie-

ben bis sechs Uhr morgens wach, säuberten die Aufnahme und entschlüsselten den Text. Irgendwann hat das nichts mehr mit Hören zu tun, sondern wird zu etwas Visuellem. Man übersetzt den Klang in Formen, wählt einzelne aus und nimmt sie unter die Lupe. Dann glättet man die Linien, nimmt Stücke heraus und klebt andere hinein. Ich schnitt die Skaterin raus, filterte die Hintergrundgeräusche und hob die Stimme an, bis wir eine deutliche A-cappella-Version hatten. Carter war begeistert. »Das ist großartig«, sagte er immer wieder. »Unglaublich.« Er hatte recht, und trotzdem wurde ich das Gefühl nicht los, mir die Ohren zuhalten zu müssen, nicht hören zu dürfen, was ich hörte. Mehrmals hatte ich den Finger auf der Löschtaste und war kurz davor, draufzudrücken.

*Believe I buy a graveyard of my own
Believe I buy me a graveyard of my own
Put my enemies all down in the ground*

*Put me under a man they call Captain Jack
Put me under a man they call Captain Jack
Wrote his name all down my back*

*Went to the Captain with my hat in my hand
Went to the Captain with my hat in my hand
Said Captain have mercy on a long time man*

*Well he look at me and he spit on the ground
He look at me and he spit on the ground
Says I'll have mercy when I drive you down*

*Don't get mad at me woman if I kicks in my sleep
Don't get mad at me woman if I kicks in my sleep
I may dream things cause your heart to weep*

Wir hörten es uns ein letztes Mal an, bevor wir, jeder in ganz anderer Stimmung, die Anlage ausschalteten und dann ins Bett gingen.